

MO HAYDER
Haut



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Als die Leiche einer als vermisst gemeldeten jungen Frau in der Nähe von Bristol gefunden wird, deutet alles auf einen Selbstmord hin. Bei der Toten liegen ein Abschiedsbrief, ein Fläschchen mit Pillen und das Messer, mit dem sie sich die Pulsadern aufgeschnitten hat. Der Fall scheint eindeutig. Doch fast ein wenig zu eindeutig, findet Detective Inspector Caffery und bleibt misstrauisch. Und tatsächlich bleibt es nicht bei einer Toten.

Neben den mysteriösen Selbstmorden beschäftigt Caffery noch ein anderer Fall: Während alle Einsatzkräfte der Major Crime Investigation Unit in Bristol nach einer prominenten Fußballer-Freundin fahnden, die nicht in ihre Entzugsklinik zurückgekehrt ist, sucht Caffery nach jemand ganz anderem. Nach einem unheimlichen Wesen, dem man Zauberkräfte zuspricht und das selbst Caffery Angst einjagt. Und genau diese Kreatur scheint ihn zu beobachten und zu verfolgen.

Aber auch Polizeitaucherin Flea Marley bekommt es mit der Angst zu tun, als sie eines Abends den Kofferraum ihres Wagens öffnet. Denn darin liegt eine tote Frau. Und bevor Flea es sich versieht, nimmt ein unheilvoller Strudel von Ereignissen unabwendbar seinen Lauf.

Autorin

Mo Hayder, 1962 in Essex geboren, verließ mit fünfzehn ihr Zuhause, um in London das Abenteuer zu suchen. Sie hat später viele Jahre im Ausland verbracht, unter anderem auch in Tokio, wo sie eine Zeit lang in einem Nachtclub arbeitete und für eine englische Zeitung schrieb. Sie studierte Filmwissenschaften an der American University in Washington D.C. und später Creative Writing an der Bath Spa University. Mit ihrem Debüt, dem Psychothriller »Der Vogelmann«, wurde sie über Nacht zur international gefeierten Bestsellerautorin. Seither hat sie ihren Ruf als brillante Spannungsautorin weiter gefestigt. Mo Hayder lebt heute mit ihrem Lebensgefährten und ihrer Tochter in Bath. Mehr zur Autorin unter www.mohayder.net.

Von Mo Hayder außerdem bei Goldmann lieferbar

Der Vogelmann. Thriller (45173) · Die Behandlung. Thriller (45626)

Tokio. Thriller (46320) · Die Sekte. Thriller (46835)

Ritualmord. Psychothriller (47285)

Verderbnis. Psychothriller (geb. Ausgabe 31212)

Mo Hayder

HAUT

Psychothriller

Deutsch
von Rainer Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »Skin« bei Bantam Press,
an imprint of Transworld Publishers London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Mai 2011
Copyright © der Originalausgabe 2009
by Mo Hayder
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic, München
Redaktion: Irmgard Perkounigg
Th · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47544-5

www.goldmann-verlag.de

Die menschliche Haut ist ein Organ, das größte des Körpers, und besteht aus der Dermis, der Epidermis und einer subkutanen Fettschicht. Wenn man sie in einem Stück abziehen und ausbreiten wollte, würde sie eine Fläche von knapp zwei Quadratmetern bedecken. Und sie ist schwer: Bei all dem Protein und dem damit verbundenen Fett hat sie ein enormes Gewicht. Die Haut eines gesunden erwachsenen Mannes wiegt zwischen zehn und fünfzehn Kilo, je nach seiner Größe. Genauso viel wie ein kleines Kind.

Die Haut einer Frau dagegen wiegt etwas weniger. Auch ihre Fläche ist kleiner.

Die meisten Männer mittleren Alters, selbst diejenigen, die allein in einer entlegenen Gegend von Somerset leben, würden niemals darüber nachdenken, wie eine Frau ohne ihre Haut aussähe. Sie würden auch keinen Grund haben, sich zu fragen, wie ihre Haut aussähe, wenn man sie ausgespannt auf eine Werkbank nagelte.

Aber natürlich sind die meisten Männer nicht wie dieser Mann.

Dieser Mann ist völlig anders.

Tief in den regennassen Mendip Hills in Somerset liegen acht überflutete Kalksteinbrüche. Sie wurden schon vor langer Zeit stillgelegt; ihre Eigentümer haben sie durchnummeriert, von eins bis acht, und sie liegen in einem hufeisenförmigen Halbkreis beieinander. Nummer acht, am südöstlichen Ende, grenzt beinahe unmittelbar an das, was in der Umgebung als Elf's Grotto bezeichnet wird: die Elfengrotte, ein System aus tropfenden Höhlen und Gängen, die tief in die Erde hinunterreichen. Den regionalen Mythen zufolge führen geheime Ausgänge aus diesem Höhlensystem in die alten römischen Bleibergwerke, und in alten Zeiten haben die Elfen in Elf's Grotto die Tunnel als Fluchtwege benutzt. Manche sagen, wegen all der Sprengungen im zwanzigsten Jahrhundert münden diese Tunnel jetzt direkt in die gefluteten Steinbrüche.

Sergeant »Flea« Marley, die Leiterin der Unterwasser-Suchereinheit der Avon and Somerset Police ließ sich kurz nach vier an einem klaren Mainachmittag in den Steinbruch Nummer acht gleiten. Sie dachte nicht an geheime Eingänge. Sie suchte nicht nach Löchern in der Wand. Sie dachte an eine Frau, die seit drei Tagen vermisst war. Die Frau hieß Lucy Mahoney, und die Profis an Land glaubten, ihre Leiche könnte hier unten sein, irgendwo unter dieser weiten Wasserfläche, eingerollt in den Tang auf einem dieser Simse.

Flea tauchte zehn Meter hinunter und bewegte den Unterkiefer hin und her, um den Druck in ihren Ohren auszugleichen. In dieser Tiefe war das Wasser von einem gespenstischen,

fast graugrünen Blau, und nur ein zarter Hauch von milchigem Kalksteinstaub schwebte da, wo ihre Flossen ihn aufgewirbelt hatten. Perfekt. Normalerweise herrschte in dem Wasser, in dem sie tauchte, null Sichtweite – als würde sie durch eine Suppe schwimmen, sodass sie ganz auf ihren Tastsinn angewiesen war –, aber hier unten konnte sie mindestens drei Meter weit sehen. Sie entfernte sich von der Einstiegsstelle und hangelte sich an der Kalksteinwand entlang, bis der Zug der Sicherungsleine konstant war. Sie erkannte jedes Detail, jede sich wiegende Wasserpflanze, jeden Steinblock auf dem Grund. Jede Stelle, an der eine Leiche hätte landen können.

»Sarge?« Police Corporal Wellard, ihr Leinenführer, sprach in sein Funkmikrofon, und seine Stimme ertönte in ihrem Ohr, als stünde er neben ihr. »Sehen Sie was?«

»Ja«, murmelte sie. »Ich sehe die Zukunft.«

»Hä?«

»Ich kann in die Zukunft sehen, Wellard. Ich sehe, wie ich in einer Stunde völlig durchgefroren hier auftauche. Und ich sehe die Enttäuschung in allen Gesichtern, weil ich mit leeren Händen komme.«

»Wieso?«

»Keine Ahnung. Ich glaube nur nicht, dass sie hier unten ist. Fühlt sich nicht so an. Seit wann wird sie vermisst?«

»Seit zweieinhalb Tagen.«

»Und ihr Wagen. Wo war der geparkt?«

»’ne halbe Meile weit von hier. Auf der B 3135.«

»Hielt man sie für depressiv?«

»Ihr Exmann wurde im Zusammenhang mit der Vermisstenmeldung befragt. Er sagt ganz entschieden, sie war es nicht.«

»Und sonst keine Verbindung mit dem Steinbruch? Nichts, was ihr gehört? Sie war nicht schon öfter hier oder so was?«

»Nein.«

Flea paddelte mit den Flossen ein Stück weiter, und die Nabelschnur – die Luft- und Sprechfunkleitung, die sie mit der

Oberfläche verband – wehte sanft hinter ihr her. Steinbruch Nummer acht war ein berüchtigter Ort für Selbstmörder. Vielleicht hatte der polizeiliche Fahndungsberater, Stuart Pearce, die Ansicht der Familie über Lucy Mahoney nicht geteilt. Vielleicht hatte er deshalb diese spezielle Nadel in die Landkarte gestochen und sie zu dieser Suchaktion eingeteilt. Entweder das – oder er klammerte sich an einen Strohalm. Sie war Stuart Pearce schon begegnet. Vermutlich war Letzteres der Fall.

»Konnte sie schwimmen, Wellard? Ich hab vergessen, danach zu fagen.«

»Ja. Sie war eine gute Schwimmerin.«

»Dann muss sie sich mit einem Gewicht belastet haben, wenn sie Selbstmord begangen hat. Mit einem Rucksack oder so was. Das bedeutet, sie muss sich nah am Rand befinden. Lassen Sie uns die Suche im Pendelmuster durchführen, bis auf zehn Meter hinaus.«

»Äh, Sarge, da gibt's ein Problem. Bei zehn Metern kommen Sie tiefer als fünfzig Meter.«

Wellard besaß einen Plan des Steinbruchs. Flea hatte ihn oben studiert. Als die Steinbruchfirma fingerförmige Löcher gebohrt hatte, um den Sprengstoff hineinzuschieben, hatten sie zehn Meter lange Bohrer benutzt, und folglich war das Gestein – bevor sie die Pumpen abschalten und das Wasser in den Steinbruch strömen ließen – in zehn Meter dicken Scheiben abgesprengt worden. An einem Ende betrug die Wassertiefe zwanzig bis dreißig Meter, am anderen war es tiefer; da ging es mehr als fünfzig Meter hinunter. Die Vorschrift der Gesundheits- und Sicherheitsabteilung war eindeutig: Kein Polizeitaucher hatte die Genehmigung, tiefer als fünfzig Meter zu tauchen. Niemals.

»Sarge? Haben Sie gehört? Am Ende des Suchbogens wären Sie fünfzig Meter tief. Vielleicht tiefer.«

Sie räusperte sich. »Haben Sie das ganze Bananenbrot aufgegessen?«

»Hä?«

An diesem Morgen vor Dienstantritt hatte sie Bananengebäck für das ganze Team gebacken. So etwas tat sie normalerweise nicht. Sie war die zweitjüngste nach Wellard und der Boss, aber sie bemutterte niemanden. Und sie hatte es nicht getan, weil sie gern backte. Sie hatten in letzter Zeit schlimme Zeiten durchgemacht: Einer von ihnen hatte aus psychischen Gründen Sonderurlaub, und nach dem, was er zu Anfang der Woche hatte durchmachen müssen, würde er wahrscheinlich nicht zurückkehren. Dazu kamen ihre miesen Launen; in den letzten zwei Jahren war es ein Albtraum gewesen, mit ihr zu arbeiten. Ab und zu musste sie ihnen etwas zurückgeben.

»Haben wir, ja. Aber Sarge, da sind ein paar Senken, die weit über fünfzig Meter tief sind.«

»Auf wessen Seite stehen Sie, Wellard? Auf unserer oder auf der des Sicherheitsbeauftragten?«

Schweigen. Besser gesagt, Wellards lautloses Murren. Wenn es darum ging, sich wie ein altes Weib aufzuführen, steckte er mühelos das ganze Team in die Tasche. »Okay. Aber wenn Sie es wirklich machen wollen, werde ich den Lautsprecher leiser stellen. Der ganze Steinbruch kann Sie hören, und wir haben heute eine Zuschauergalerie.«

»Wieso?«

»Da ist eine Verkehrsstreifen vorbeigekommen, um zu gucken, und die stehen jetzt da oben auf den Zementstaubdünen. Ich glaube, sie trinken Kaffee.«

»Ich nehme an, dieser bescheuerte Fahndungsberater ist nicht dabei, oder?«

»Noch nicht.«

»Wie schön.« Jetzt wurde sie sarkastisch. »Es wird nur manchmal als höflich empfunden, wenn der Fahndungsberater seinen Arsch ebenfalls aus dem Bett bewegt, wenn er ein Team rausjagt wie in diesem Fall.«

Sie wurde langsamer. Im dunkler werdenden Wasser vor ihr

spannte sich ein Netz über ihren Weg. Dahinter lag der Abschnitt, wo der Grund auf über fünfzig Meter abfiel. Das Wasser dort wirkte dunkler und blauer. Kälter. Der Bereich war so unsicher, dass die Firma dort ein Netz gespannt hatte, um die Hobbytaucher, die hier manchmal ihre Übungen absolvierten, zurückzuhalten. Sie griff in das Netz, schaltete die Tauchlampe ein und richtete den Lichtstrahl auf den Boden des Steinbruchs, der dort steil abfiel.

Sie war Pearce erst einmal begegnet, aber das hatte genügt. Sie würde sich von ihm nicht einschüchtern lassen. Selbst wenn es bedeutete, gegen alle Berufsregeln zu verstoßen – sie würde den Teufel tun und die Suche hier abbrechen. Rechts neben sich entdeckte sie ein in Beton eingelassenes Schild. Die Worte waren grün von Algen: *Gefahr: Tiefe über 50 Meter. Stichprobenkontrollen der Tauchcomputer in diesem Bereich. Tauchen Sie nicht jenseits Ihrer Fähigkeiten.*

Eine gute Stelle, um den Tauchcomputer aufzuhängen, dachte sie. Nimm das Gerät vom Handgelenk, häng es an einen der Nägel, und auf dem Rückweg kannst du es wieder abholen. Niemand würde nachher bei einer Kontrolle merken, dass du tiefer als fünfzig Meter getaucht bist. Die Computereinheit oben registrierte kein Tauchprotokoll. Solche Tricks hatte ihr Dad angewandt, als er noch lebte. Er war ein Extremsporttaucher gewesen, und er hatte alles getan, um die Grenzen immer weiter zu verschieben und so tief zu tauchen, wie er wollte.

Mit ihrem Tauchermesser schnitt sie ein Loch in das Netz. Dann nahm sie vorsichtig den Tauchcomputer ab und hängte ihn an das Schild. Mit eingeschalteter Lampe glitt sie durch die Öffnung und folgte dem Lichtstrahl hinunter in die Dunkelheit.

Der Steuerstrich ihres Kompasses lag hart auf Nordwest, als sie anfang abwärtszuschwimmen, tiefer und immer tiefer; sie folgte der Felsformation und blieb ungefähr zwei Meter darüber. Wellard rollte die Führungsleine hinter ihr ab. Der Plan

hatte gestimmt: Es war tief hier. Sie glitt langsam nach unten, ließ sich vom Lichtstrahl leiten und rechnete im Kopf. Ohne Computer würde sie Grundzeit und Dekompressionspausen selbst kalkulieren müssen.

Im Dunkeln rechts von ihr bewegte sich etwas. Sie riss die Lampe herum und spähte in den Lichtstrahl; sie pendelte aus und schwebte horizontal im Wasser. In Steinbruch Nummer acht lebten keine Fische. Er war vor Jahren geflutet worden, und das Unternehmen hatte niemals welche eingesetzt. Bäche waren auch nicht in der Nähe, also würde es nicht mal Krebse geben. Außerdem – was sich da bewegt hatte, war kein Fisch. Es war zu groß gewesen.

Ihr Herz schlug tief in der Brust. Sie atmete gleichmäßig – zu tief, und sie würde aufsteigen, zu flach, und sie würde Auftrieb verlieren. Hier unten sollte und konnte sich nichts bewegen, denn es gab auch keine Strömung. Alles sollte still sein. Langsam schwamm sie auf die Stelle zu, wo sie die Bewegung bemerkt hatte.

»Sarge?« Wellard hatte oben sofort gemerkt, dass sie den Kurs gewechselt hatte. »Alles okay?«

»Ja, ja. Geben Sie mir noch ein Bar.«

Wenn sie tiefer ging, war es Wellards Aufgabe an der Steuereinheit, den Druck der Luft zu erhöhen, die durch die Nabelschnur zu ihr herunterkam. Sie drehte sich um und leuchtete mit der Lampe hinter sich, um zu sehen, wie weit sie sich von dem Netz entfernt hatte. Wahrscheinlich war sie ungefähr siebenundvierzig Meter tief und ging langsam tiefer. Noch drei Meter, und sie hätte die vorgeschriebene Tauchgrenze erreicht.

»Ja – auf sechzehn.«

»Sechzehn Bar? Das bringt Sie auf...«

»Ich weiß, wohin es mich bringt. Lassen Sie das meine Sorge sein.«

Sie schwamm weiter und streckte jetzt die Hände vor sich aus, weil sie nicht sicher war, was sie erwartete. Achtundvierzig

Meter. Neunundvierzig. Jetzt war sie da, wo sie die Bewegung gesehen hatte.

»Sarge? Wissen Sie, wie tief Sie sind?«

»Halten Sie«, flüsterte sie. »Halten Sie mich stabil.«

Sie richtete die Lampe nach oben und schaute in die Höhe. Es war eine ungemütliche Haltung, denn die Maske wollte sich heben, sodass Wasser eindringen konnte. Sie drückte sie mit den Fingerspitzen ans Gesicht und spähte in den silbrig sprudelnden Strom der Luftblasen, die in einer langen Kolonne zielstrebig über ihr hochstiegen – zur Oberfläche, die jetzt so weit entfernt war, dass man sie nicht mehr erkennen konnte. Da befand sich etwas in dieser funkelnden Säule. Flea war sicher. Etwas Dunkles schwamm da oben. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Waren das nackte Fußsohlen?

»Sarge, das reicht. Sie sind über fünfzig. Können Sie mich hören?«

»Hey, Wellard«, flüsterte sie. Die Luftblasen waren verschwunden, hatten sich aufgelöst in frostige Zacken aus Licht. Plötzlich sah alles wieder so aus, wie es sein sollte. Das Wasser war leer. »Ist hier noch jemand drin?«

»Noch jemand?«

»Ja«, fauchte sie; es sollte nicht klingen, als hätte sie Angst. Hoffentlich waren die Lautsprecher leise gestellt. Nicht jeder am Ufer brauchte ihre Stimme zu hören. »Schwimmt außer mir noch jemand hier herum? Das müssten Sie doch mitbekommen haben.«

Pause. Ein kurzes Zögern. Dann seine Stimme, ein wachsender Unterton. »Boss? Sie wissen, dass Sie weit drüber sind, oder? Vielleicht wird's Zeit, den zweiten Mann runterzuschicken.«

N₂-Narkose, meinte er. In dieser Tiefe war es leicht, von der desorientierenden, giftigen Wirkung überwältigt zu werden, die Stickstoff unter hohen Druckverhältnissen haben konnte. Sie dachte und reagierte, als hätte sie einen Nachmittag

im Pub verbracht. Eine Halluzination wie diese vorhin war das klassische Merkmal einer N2-Narkose. Sie starrte den Luftblasen nach. Da war etwas Dunkles gewesen, so groß wie eine große Schildkröte. Aber ohne Panzer. Es war glatt und haarlos gewesen, agil und kräftig. Mit den Füßen eines Menschen.

»Ich habe keine Narkose, Wellard, ich schwör's Ihnen. Sagen Sie mir nur, dass hier unten nicht noch jemand herumschwimmt. Das ist alles.«

»Da ist sonst niemand, okay? Und der Rettungstaucher bereitet sich jetzt vor.«

»Nein.« Ihre Nabelschnur war hinter ihr an einem Grat oder einem Stein hängen geblieben. Gereizt hob sie die Schultern, wedelte mit der rechten Hand und spürte, wie das Kabel sich wieder löste und freikam. »Nicht nötig, dass jemand herunterkommt. Ich bin hier fast fertig.«

Wellard hatte natürlich recht. Wenn es sich um eine Narkose handelte, dann sollte sie herauskommen. Aber sie brauchte noch eine Minute, um sich zu vergewissern, dass sie alles abgesehen hatte. Also neigte sie sich nach unten, und es fühlte sich gut an, wie der Druck auf der Maske nachließ. Sie leuchtete nach vorn. Dort, ungefähr zehn Meter weiter, war die Wand des Steinbruchs zu Ende; sie hatte den Grund erreicht. Weiter ging es nicht, und es gab keinen Zweifel: Lucy Mahoney war nicht hier. Gut. Sie hatte recht gehabt. Es würde Spass machen aufzusteigen und Pearce mitzuteilen, dass er sich geirrt habe.

Die Gummidichtung ihrer Maske sog sich an ihrem Gesicht fest – und blockierte.

Sie griff nach der Maske. Versuchte, Atem zu holen. Aber da kam nichts; die Dichtung saugte sich noch fester, und sie verspürte einen vertrauten Druck unter dem Brustbein. Sie kannte das Gefühl vom Training her. Die Luft kam nicht durch. Sie fummelte über ihrem rechten Ohr an der Maske. Das war sicher kein Problem; das Team da oben pumpt die Luft zu

ihr herunter, und der Vorrat konnte nicht zu Ende sein. Aber manchmal verhakte sich die Nabelschnur mit dem Druckhebel an der Maske und sperrte die Zufuhr ab. Das war leicht zu beheben. Wenn man Ruhe behielt. Ruhe.

Ihr Herz klopfte, als sie den Hebel fand. Sie drückte ihn herunter und versuchte noch einmal zu atmen. Ihre Rippen spannten sich. Nichts kam. Sofort stellte sie den Hebel hoch.

Nichts.

Herunter. Nichts.

»Sarge?« Wellard klang panisch. »Was ist los? Was läuft da unten?«

Aber sie hatte keine Luft zum Antworten. Die Arme schmerzten. In ihrem Kopf dröhnte es, und es fühlte sich an, als wäre er auf die zweifache Größe angeschwollen. Als stünde jemand auf ihrer Brust. Sie riss den Kopf in den Nacken. Ihr Mund stand weit offen. Sie tastete nach dem Schalterblock an ihrer Weste, um auf die Notfallflasche umzuschalten.

»Sarge? Ich habe sämtliche Ventile offen, aber irgendwoher dringt Luft ein. Haben Sie Druck?«

Sie wusste, was da oben jetzt vorging. Der Standby-Taucher würde sich hektisch in den Anzug zwängen; vor lauter Panik würden seine Finger sich in den Gurten der Maske verheddern, und er würde alles vergessen, was er gelernt hatte. Seine Knie würden zittern. Er würde nicht rechtzeitig kommen. Sie hatte nur noch Sekunden, keine Minuten mehr.

Mit einer gefühllosen Hand schlug sie an ihre Weste. Fand den Schalterblock nicht. Ihr Kopf schwoll immer weiter, immer härter an. Es kribbelte in ihren Gliedern.

»Ich muss Sie rausziehen, Sarge. Das muss ich einfach.«

Sie hörte nicht mehr zu. Die Zeit lief immer langsamer, und Wellard, der verzweifelt die Führungsleine einholte und sie herauszog, war in einer anderen Welt. Auf einem anderen Planeten. Sie wusste, dass ihr erschlaffter Körper sich ruckartig rückwärts durch das Wasser bewegte. Sie spürte, dass die Lampe aus

ihren Fingern glitt, sie fühlte, wie sie träge an ihr Bein stieß, bevor sie versank. Sie versuchte nicht, sie festzuhalten.

In der Dunkelheit zehn Meter vor ihr war etwas aufgetaucht, das aussah wie eine weiße Qualle. Nicht das, was sie kurz vorher halluziniert hatte, sondern etwas anderes, das sich blähte, sich in gespenstischen Spiralbewegungen hob und senkte wie eine Wolke aus Haaren. Es schien da zu schweben, von unsichtbaren Strömungen hin und her geschoben, als wäre es irgendwohin unterwegs gewesen – vielleicht zum Grund – und hätte jetzt innegehalten, um sie zu beobachten. Als interessierte es sich für das, was hier passierte. Für ihren Kampf.

Die Oberseite dieses Dings hob sich, streckte sich, verlängerte sich zu langen, rankenähnlichen Haaren, und jetzt wusste sie, was sie sah.

Mum.

Mum, die seit zwei Jahren tot war. Das lange blonde Haar, das sie immer im Nacken zu einem Knoten gebunden hatte, hob sich und wallte in der Dunkelheit, wehte um ihr Gesicht.

»Wach auf, Flea. Gib Acht auf dich.«

Flea antwortete nicht. Sie konnte es nicht. In der realen Welt hatte ihr Körper sich auf die Seite gelegt und zuckte wie ein Fisch mit geplatzter Schwimmblase.

»Gib Acht auf dich.«

Mum drehte sich. Mit den Bewegungen ihrer kleinen weißen Hände steuerte sie ihren Körper so, dass sie Flea ins Gesicht sehen konnte. Ihr Haar umwehte sie, und ihre schlanken weißen Beine schwebten hinter ihr wie ein Schleier. Ihr liebes, fahles Gesicht war jetzt ganz nah, und sie legte Flea die Hände auf die Schultern. »Hör zu.« Ihr Ton war scharf. »Wach auf! Sofort. Gib Acht auf dich.«

Sie schüttelte Flea, und als diese nicht reagierte, umfasste sie ihre Hand, führte sie zu dem Schalterblock und legte den Schalter um, der die Sauerstoffversorgung auf die Tauchflasche umstellte.

Luft flutete in die Maske. Ihre Lunge blähte sich mit einem Schlag und riss ihr den Kopf in den Nacken. Licht blendete ihre Augen. Sie atmete noch einmal ein, schleuderte die Arme zur Seite und hustete. Die Luft war trocken in ihrer verdorrten Lunge. Beim nächsten panischen Atemzug spürte sie, wie ihr Herz wieder schlug, wie das Blut in ihren Schläfen hämmerte. Noch einmal einatmen. Sie ruderte blindlings mit den Armen, und die Anzeigen ihrer Ausrüstung und der Lungenautomat bewegten sich wie Tentakel um sie herum, als sie sich im Wasser aufrichtete. Wellard hatte sie in seiner Panik auf dem Grund entlanggeschleift. Schlick war aufgewirbelt und wallte um sie herum wie Rauch. Schlaff hing sie im milchigen Wasser und ließ sich an der holprigen Wand entlangziehen.

Mum?

Aber das Wasser rauschte an ihr vorbei, und sie hörte nur Wellards panische Stimme aus dem Kopfhörer. »Sind Sie da, Sarge? Um Gottes willen, antworten Sie doch!«

»Alles okay.« Sie hustete. »Sie können jetzt aufhören, mich zu ziehen.«

Jäh lockerte sich die Leine, und Flea bewegte sich nicht weiter. Sie schwebte mit dem Gesicht nach unten im Wasser, ihre Hand lag immer noch auf dem Notschalter. Sie starrte auf die Stelle, wo sie ihre Mutter gesehen hatte. Das Wasser war leer. Noch eine Halluzination.

Sie begann zu zittern. Es war knapp gewesen. Sie hatte gegen die Sicherheitsvorschriften verstoßen und eine Notaktion ausgelöst, und das ganze Team hatte gehört, wie sie in einen Tiefenrausch geriet. Sie hatte sich dabei sogar in die Hose gemacht; sie spürte, wie es nass in ihrer Neoprenkleidung herunterlief.

Aber das war egal. Eigentlich war es egal. Sie lebte noch. Sie lebte. Und so würde es bleiben.

Die Major Crime Investigation Unit – MCIU, das Dezernat für Schwerverbrechen der Polizei von Bristol – hatte es mit einem der berühmtesten Fälle seiner Geschichte zu tun. Bis vor wenigen Tagen war Misty Kitson eine B-Prominente gewesen, landesweit nur dafür bekannt, dass sie eine weitere Fußballergattin war, die sich genug Kokain in die Nase gezogen hatte, um sie von innen heraus zu zerstören und die Scheidewand zu zerfressen. Monatelang hatte die Presse sich darum gerissen, Bilder von ihrer Nase zu bekommen. Jetzt riss sie sich darum herauszufinden, was passiert war, als sie aus einer Rehaklinik am anderen Ende von Somerset hinausspaziert und nie wieder gesehen worden war.

Die Polizei hatte das Land rings um die Klinik nach ihr abgesucht und in einem Radius von zwei Meilen jedes Haus auf den Kopf gestellt, jeden Wald durchkämmt, in jeden Viehstall geschaut. Es war beispiellos – die größte Geländefahndung, die die Polizei jemals unternommen hatte, und das Ergebnis gleich null. Keine Leiche. Kein Hinweis. Misty Kitson hatte sich in Luft aufgelöst.

Die Öffentlichkeit war fasziniert von diesem Rätsel und der Einheit, die hier ermittelte. Sie betrachtete das Dezernat für Schwerverbrechen als Eliteteam: eine Gruppe von engagierten und erfahrenen Männern, die ihre ganze Energie auf den Fall verwandten. Sie stellte sich vor, wie diese Männer in ihren Köpfen, ja in ihrem ganzen Leben nur noch Platz für diesen Fall hatten, wie sie sich ausschließlich ihm widmeten. Im Großen und Ganzen stimmte das auch: Die Polizisten, die den Fall bearbeiteten, waren wild entschlossen, Misty zu finden.

Das heißt, alle bis auf einen.

Nur *ein* Mann hatte Mühe, sich auf Misty zu konzentrieren. Ein Mann stellte fest, dass sein Kopf, was immer er eigentlich

tun und wie viel Zeit er auch darauf verwenden sollte, Misty Kitson zu suchen, sich immer nur in eine Richtung bewegte, nämlich rückwärts. Zurück zu einem anderen Fall, an dem er in der Woche zuvor gearbeitet hatte. Zu einem Fall, den er zu den Akten hätte legen und hinter sich hätte lassen sollen.

Dieser Mann war Detective Inspector Jack Caffery.

DI Caffery war neu bei der MCIU, aber er hatte fast zwanzig Jahre Erfahrung, hauptsächlich bei der Mordkommission der Metropolitan Police London, und nie ein Problem damit, einen Fall loszulassen.

Aber er hatte auch noch nie einen Fall bearbeiten müssen, der ihm Angst einjagte.

Nicht wie es Operation Norwegen getan hatte.

Um halb neun am Morgen nach Fleas Unfall in Steinbruch Nummer acht saß Caffery am anderen Ende der Stadt in seinem verdunkelten Büro im Gebäude des MCIU in Kingswood. Er hatte die Jalousien heruntergelassen und die Tür geschlossen und sah sich eine DVD an.

Sie zeigte zwei Männer in einem unbeleuchteten Zimmer in einem verwahrlosten, leer stehenden Mietshaus. Der eine Mann war neunundzwanzig, trug eine lederne S&M-Haube mit Reißverschlüssen und war nackt bis zur Taille. Er bereitete ein paar Werkzeuge vor und hielt sie ins Bild. Der andere war neunzehn ebenfalls nackt bis zur Taille, aber nicht freiwillig. Er war bewusstlos und unter Drogen und lag angeschnallt auf einer Werkbank. Er rührte sich nicht, bis der Vermummte eine Bügelsäge an seinen Hals legte. Dann bewegte er sich doch, und zwar heftig.

Dieses Video war überall bei der Polizei berüchtigt. Die Presse wusste, dass es existierte, und hätte alles darum gegeben, um wenigstens Teile davon zu sehen. Es zeigte den Tod und die Beinaheenthauptung eines Jungen namens Jonah Dundas. Caffery war nur wenige Minuten zu spät in diesen Raum eingedrungen, um ihn noch zu retten. Die meisten Kollegen, die

bei der Operation Norwegen dabei gewesen waren, bestanden darauf, dass der Ton abgestellt wurde, wenn sie sich das Video ansehen mussten. Nicht Caffery. Für ihn gehörte es einfach nur zur Suche nach Antworten.

Er ließ es bis zu der Stelle laufen, wo er hereingestürmt und der Vermummte geflüchtet war. Dann ging er zurück zum Anfang, zu dem Teil, der ihn interessierte: zu den ersten fünf Minuten, die Dundas allein und festgeschnallt in dem Raum verbracht hatte, bevor der Vermummte mit der Enthauptung begann. Caffery drückte sich die Kopfhörer an die Ohren, rutschte auf seinem Stuhl nach vorn und beugte sich zum Monitor.

Der Name »Operation Norwegen« war beliebig gewählt. Der Fall hatte nichts mit Norwegen zu tun, aber alles mit Afrika. Der Mann mit der Sadomaso-Haube – der »Onkel«, wie sie ihn nannten – hatte ein Projekt in der afrikanischen Community von Bristol betrieben. Habgier, Sadismus und Zufall hatten dazu geführt, dass er sich einen uralten Glauben der Community zunutze machen konnte, der vage als »Muti« oder afrikanische schwarze Magie bezeichnet wurde: den Glauben, dass manche Teile des menschlichen Körpers zur Behandlung von medizinischen oder spirituellen Problemen benutzt werden könnten. In den letzten zehn Jahren hatte es in ganz Europa nur acht ähnliche Fälle gegeben, und für die britische Polizei war es Neuland gewesen. Aber sie hatten immerhin erfahren, dass ein menschlicher Kopf, der Kopf eines jungen Mannes – besonders wenn er dem Opfer bei lebendigem Leib abgetrennt worden war –, in manchen Kreisen Unsummen von Geld einbrachte. Das war Dundas' Pech gewesen.

Die Operation Norwegen war geplatzt, bevor der Kopf verkauft werden konnte, und die Polizei hatte zwei Personen verhaftet: den Vermummten – einen Einheimischen – und einen illegal eingewanderten Afrikaner, der ihn in diesen Gebräuchen unterwies und ihm geholfen hatte, Kunden für seine Ware zu

gewinnen. Der Afrikaner befand sich immer noch in Haft und versuchte, die Polizei davon zu überzeugen, dass sein Name Johnny Brown sei und er einen britischen Pass besitze. Bei der Durchsuchung hatten sie festgestellt, dass er einen Schlüsselanhänger mit der tansanischen Nationalflagge bei sich trug und sein T-Shirt in Tansania hergestellt war, und jetzt kämmte die MCIU Akten aus Daressalam nach Hinweisen auf ihn durch.

»Was ist denn das?« Superintendent Rolf Powers, der Chef der MCIU, öffnete um zehn nach neun die Tür. »Kein Licht? Ist ja wie im Zimmer meines halbwüchsigen Sohnes.« Er schaltete die Leuchtstoffröhren ein. »Wo waren Sie? Ich habe soeben eine ganze Pressekonferenz über den Fall Kitson ohne Sie abhalten müssen.«

Caffery stoppte die DVD und drehte den Monitor so, dass der Superintendent ihn sehen konnte. »Schauen Sie sich das an.«

Powers tat es und runzelte die Stirn. »Das ist die Operation Norwegen. Damit sind wir fertig. Die Unterlagen dürften Ende des Monats bei der Staatsanwaltschaft sein.«

»Sehen Sie mal.« Caffery tippte auf den Bildschirm. »Es ist wichtig.«

Powers, ein großer, breitschultriger und gut gekleideter Mann, schloss die Tür und kam herein. Sicher war er früher sportlich gewesen, aber seine Lebensweise hatte ihren Tribut gefordert. Er legte die Mappe, die er in der Hand hielt, auf den Schreibtisch und zog sich einen Stuhl heran.

Auf dem Standbild, das Dundas auf dem Tisch zeigte, sah man noch eine Gestalt, die neben seinem Kopf stand und der Kamera den Rücken zuwandte. Sie war vorgebeugt und konzentrierte sich auf irgendeine Tätigkeit. Als sie Dundas' Kopf nach den Festnahmen in die Rechtsmedizin gebracht hatten, war festgestellt worden, dass ihm Haarbüschel fehlten, – und zwar an der Stelle, auf die sich die Gestalt auf dem Videobild konzentrierte.

Powers schüttelte den Kopf. »Das ist der Tansanier. Johnny Brown, oder wie immer er auch heißt. Den wir eingesperrt haben.«

»Das ist er nicht. Er lügt.«

»Jack, der kleine Scheißer hat es schon tausendmal zugegeben. Ganz klar: Er habe Dundas die Haare abgeschnitten, um sich daraus ein Voodoo-Armband zu machen. Wenn er es nicht ist, wer, zum Teufel soll es dann sein? Die Unterstützungseinheit hat alles durchkämmt. Die Bude war leer. Da war niemand. Und da war kein Ausgang.«

Caffery starrte die Gestalt auf dem Monitor an. Von allen, die sich das Video angeschaut hatten, war niemandem das Offensichtliche aufgefallen: Diese Gestalt sah nicht völlig menschlich aus. »Nein«, sagte er, »das ist er nicht. Die Jungs im Zellentrakt haben ihn für mich gemessen: Er ist eins sechzig groß. Klein, aber nicht so klein. Die Kamera stand exakt einen Meter fünfzig hoch und zwei Meter vom Tisch entfernt. Ich habe mir die Pläne der Spurensicherung angesehen. Johnny Brown müsste bis hierher reichen.« Er deutete auf eine Stelle auf dem Monitor. »Er ist mehr als einen Kopf größer. Und schauen Sie sich die Schultern an. Mit denen stimmt auch was nicht, und zwar ernsthaft.«

»Sie haben ihn verkleidet – das hat er zugegeben – und ihn dann losgeschickt, damit er Leuten so viel Angst einjagte, dass sie ihren Voodoo-Quatsch kauften. Ziemlich primitives Zeug, was die da glauben – aber selbstverständlich würde ich mich so *nie* darüber äußern.«

Caffery starrte ihn mit versteinerten Miene an. »Wie kann man jemanden ›verkleiden‹, damit er so aussieht? Schauen Sie doch hin.«

»Prothesen. Beleuchtung.«

»Da waren keine Prothesen, als wir die Bude durchsucht haben. Und Brown hatte Dundas' Haare nicht bei sich, als er festgenommen wurde, oder?«

»Er sagt, er habe sie weggeworfen. Sie können mich für begriffsstutzig halten, für einen Hinterwäldler oder wie immer ihr uns bei der Londoner Met sonst nennt, aber wenn einer so ein Geständnis ablegt, finden wir hier draußen in der Provinz es einfacher, ihm schlichtweg zu glauben. Nein.« Seine Stimme bekam plötzlich einen geschäftsmäßigen Ton. »Nein, Jack. Lassen Sie uns so tun, als hätte dieses Gespräch nie stattgefunden. Operation Norwegen ist erledigt, okay?« Er stand auf und schob die Mappe, die er mitgebracht hatte, zu Caffery hinüber. »Damit sollen wir unsere Zeit jetzt verbringen, sagt der Chef. Und das ist der Fall, für den ich ab jetzt meine Betablocker nehme. Machen Sie auf.«

Caffery gehorchte. Die Mappe enthielt sechs Zwanzigmal-fünfundziebzig-Hochglanzfotos. Fotos von Kleidungsstücken, die neben einem Maßband ausgebreitet waren. Frauensachen. Ein Kleid. Ein Paar hochhackige Sandalen. Eine violette Samtjacke. Ein silbernes Handy. »Misty Kitson?«

»Natürlich. Das sind Reproduktionen der Sachen, die sie anhatte. Wir haben sie an alle Abteilungen verschickt. Jede Person in jedem Büro dieser Polizei wird heute Abend einen Satz dieser Bilder am Arbeitsplatz hängen haben. Selbst wer keine Zeitungen liest und niemals fernsieht, wird von ihr wissen.« Powers ging zu der Landkarte an der Wand, schob die Hände in die Taschen und studierte sie. »Ich kapiert's nicht. Wirklich nicht. Ein Zwei-Meilen-Radius, die größte Aktion, die ich bei der Polizei je erlebt habe, jeder Zollbreit abgesucht – und wir haben *nichts* gefunden. Nicht die Bohne. Herrgott, Sie hören mir überhaupt nicht zu, was?«

Caffery saß vorgebeugt da und starrte auf das Obduktionsfoto an der Wand, auf Dundas' Haare, von denen ganze Büschel fehlten.

Powers nahm ein Foto von Mistys Kleidern und pinnte es demonstrativ über das Bild des toten Dundas. »Jack, da draußen warten drei Detective Sergeants und vier Constables dar-

auf, dass Sie ihnen sagen, was sie tun sollen. Denn *sie* wollen sie finden.«

Caffery öffnete seine Schublade und nahm die Fotos von einer anderen, zwei Nächte zuvor vorgenommenen, Obduktion heraus. Er hatte sie gestern Abend über die Centrex-Guardian-Datenbank bekommen, und sie enthielten alles, was er brauchte. Er stand auf und hängte eins über das Foto von Mistys Kleidung.

»Ben Jakes. Zwanzig Jahre alt. Student an der Bristol University. Kriegt sein Examen nicht gebacken, seine Freundin verlässt ihn, und das Ende ist ein Taschenmesser und ein Kasten Alkopops. Unten in der Gegend von Elf's Grotto. Ist hübsch da. Man kann die Lichter von Bristol sehen. Sehr beliebt bei Selbstmördern.«

»Was hat das mit all dem zu tun?«

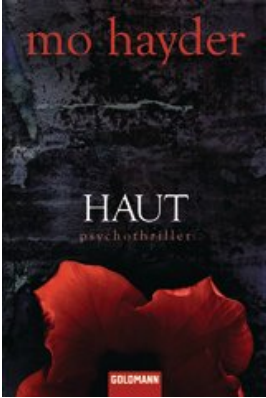
»Sein Telefon war verschwunden. Ist immer noch nicht aufgetaucht. Er war ausgeplündert worden. Sein Mitbewohner sagt, er hatte Geld dabei, mindestens einen Zwanziger, plus Kreditkarten, nie benutzt. Sogar Sandwiches im Rucksack. Die waren auch weg. Ach, und er war nackt.«

»Er hat sich ausgezogen, um sich umzubringen? Was war los? Vollmond?«

»Nein. Der Dieb hat auch die Kleider mitgenommen. Zu Anfang ging der ermittelnde Kollege von einem Mordfall aus. War der District Police eine Nummer zu groß und kam deshalb sogar bei uns auf die Watchlist, bis der Obduktionsbefund ergab, dass es sich um einen Suizid handelte. Die Kleider wurden ihm vierundzwanzig Stunden nach seinem Tod abgenommen, sagt der Obduzent. Als weiteres Indiz zu dem Befund kommen die Depressionen. Niemand bezweifelt, dass es Selbstmord war; sogar seine Eltern sagen, sie hätten halb damit gerechnet. Aber ich möchte, dass Sie sich das hier ansehen.«

Powers nahm die Brille ab und spähte blinzeln auf das Foto.

»Sehen Sie? Sein Haar?«



Mo Hayder

Haut
Psychothriller

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47544-5

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2011

Zwei mysteriöse Selbstmorde, ein teuflisches Wesen und Inspector Jack Caffery, der gegen seine eigene Angst ankämpft

Als die Leiche einer Frau in der Nähe von Bristol gefunden wird, deutet alles auf einen Selbstmord hin. Doch Detective Inspector Caffery ist skeptisch, und tatsächlich bleibt es nicht bei einer Toten. Auch ein zweites Rätsel lässt ihn nicht los: die Suche nach einem Wesen, dem sogenannten „Tokoloshe“, dem man Zauberkräfte zuspricht und der Caffery zu verfolgen scheint. Aber auch Polizeitaucherin Flea Marley ist in einem Alptraum gefangen. Denn im Kofferraum ihres Wagens entdeckt sie eine Tote – eine Frau, nach der die Polizei von Bristol fieberhaft sucht ...



[Der Titel im Katalog](#)